

Unsere Veranstaltungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **84 (2004)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Veranstaltungen

Dr. Christoph Brunner, Mitlödi

Aus der Werkstatt der neuen Glarner Geschichte

Vortrag vom 8. März 2003 (539)

Am 8. März 2003 referierte Dr. Christoph Brunner anlässlich der Hauptversammlung vor dem Historischen Verein des Kantons Glarus über sein Arbeitskonzept und stellte einige «Schaustücke» vor.

Arbeitskonzept und Stand der Arbeiten

1998 hatte Dr. Brunner von Landrat und Regierung den bis Frühjahr 2004 befristeten Auftrag zum Projekt «Landesgeschichtliche Skizzen» erhalten. Das Buch sollte Neues, quellennah, in Form von Geschichten und Bildern bringen, publikumsfreundlich, verständlich, illustriert und handlich sein. «Als Rahmen für das Buch sollte eine Art Schaukasten-Modell dienen. Schaustücke ausstellen, wie ein Museum zu verfahren, in dessen Kellern viel mehr liegt als auszubreiten ist.» Das Baukastensystem sollte «grösstmögliche Variabilität (für das lesende Publikum) und Flexibilität (für die Bearbeitung) ermöglichen». Fünf Hauptthemen sind vorgesehen:

- Gebiete (Täler, Regionen, Ortschaften),
- Gesellschaften (Bauernsamen, Gewerbe, Fabrikler...),
- Ökonomien (Selbstversorgung, Manufakturen, Unternehmen...),
- Verhalten (Brauchtum, Denken, Handeln...),
- Kontinuitäten (Dauerhaftes, z.B. Landsgemeinde, Landeswappen). Geschichte soll in Fallbeispielen dargestellt werden. Dadurch wird kein – falscher – Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Angestrebt wird Ausgewogenheit in Hinsicht auf Zeit, Regionen, Konfessionen, Geschlechter, Soziales und Politisches. Das ursprüngliche Arbeitskonzept wurde nach Absprache mit Erziehungsdirektor Gisler gestrafft, der Umfang auf 500 Seiten festgesetzt. Das Buch erscheint nunmehr als «kulturgegeschichtliches Lesebuch». Es soll nicht über 1950 hinausführen. Zielpublikum sind interessierte Laien. Auf Anmerkungen wird verzichtet, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Quellenbelege und Literatur werden am Schluss aufgeführt.

Im Folgenden schilderte der Referent die «Freuden und Leiden» bei seiner Arbeit und seine Erfahrungen mit Mitarbeitern, wissenschaftlichen Dokumentationsstellen, die Schwierigkeiten, wie fehlende Grundlagenforschung, das Verbot Dokumente zu kopieren sowie die Suche nach einem nicht mehr auffindbaren Gemeindearchiv. Am Ende des ersten Teils forderte er zu vermehrter Beschäftigung mit der Glarner Vergangenheit und zur Schaffung einer landesgeschichtlichen Dokumentationsstelle im Landesarchiv auf.

Die Schaustücke

Schaustück 1: Glarner Bundbücher

Einen neuen Zugang zu den Bundesbriefen gewähren die Bundbücher. Bundbücher sind Sammlungen von Abschriften der Kernbünde, die die 13 Orte verbanden, weiterer Verträge und Abmachungen sowie in Glarus der konfessionellen Landesverträge. Das berühmteste und eines der ältesten dieser Bücher ist das «Weisse Buch» von Sarnen aus dem 15. Jahrhundert. In Glarus liegen zehn Bundbücher aus der Zeit von 1602 bis 1748. Sie geben Aufschluss über die Vorstellungen, die zur Zeit ihrer Niederschrift bestanden haben. Besonders sorgfältig ausgestattet sind die Bücher von 1602 und 1700. Schwierigkeiten bereiteten den Schreibern vor allem die beiden Glarner Bundesbriefe, der böse Bund von 1352 und der bessere Bund von 1473(?). Bekanntlich wurde der so genannte bessere Bund auf das Datum des ersten, auf 1352, zurückdatiert. Die älteren Bundbücher kennen nur den besseren Bund, erst das Bundbuch von 1748 führt beide Bünde nacheinander an, den von 1352 und den von 1450. Für 1450 bestand offenbar unabhängig von Aegidius Tschudi eine alte Tradition. Beim Bund von 1450 oder 1473 ist jeweils die Stelle hervorgehoben, die den Glarnern immer noch verbietet, selbstständig Bünde zu schliessen. In den Augen des Schreibers war der bessere noch immer kein guter Bund, da Glarus nicht als gleichberechtigt galt. Auffallend ist, dass das Bündnis mit dem Grauen Bund von 1400 und dasjenige mit Zürich von 1408 nicht unter den Kernbünden, vielfach überhaupt nicht aufgeführt werden. Vielleicht lässt sich das damit erklären, dass Glarus gemäss Bundesbrief von 1352 überhaupt keine Bündnisse eingehen durfte.

Aus einem Basler und einem Luzerner Bundbuch ist zu erfahren, dass die Glarner Landsgemeinde 1557 zu einem Bündnis mit Genf bereit war. Die Begründung, dass Genf «zu allen Zeiten ein besonderer Schlüssel und eine Vorhut sein werde wie es vor uralten Zeiten die Vorhut der Helvetier, unserer Altvordern, in gleicher Gestalt gewesen sei», stammt von Gilg Tschudi. Nur er hatte die Vision, für die Sicherheit der Eidgenossenschaft und die Wiederherstellung «Alt-Helvetiens» das Bündnis einer weiteren Stadt und dazu noch einem nicht katholischen Gemeinwesen anzubieten. Tschudis Stellungnahme kennzeichnet seinen pragmatischen Umgang mit der konfessionellen Frage. Das Basler Bundbuch überliefert zudem ein Gedicht, das Gedicht vom «Schweizer Stier», das mit einem alten Sinnbild, ursprünglich einem Schmähwort, den Zusammenhalt der Eidgenossenschaft beschwört und sich für die Rhonestadt einsetzt.

Schaustück 2: Bäl-di – Bullinger Briefwechsel

Joachim Bäl-di, Landammann und Begründer des Freiberg-Wildreservats, stand von 1560 bis 1571 im Briefwechsel mit Heinrich Bullinger, dem Grossmünsterpfarrer und Nachfolger Zwinglis, der ein europaweites Informationsnetz unterhielt. Erhalten sind 96 Briefe Bäl-dis und 33 Bullingers. Über vielerlei tauschten sie ihre Gedanken aus, so über die Unterschiede zwischen einem Landsgemeinde- und einem Stadtort. Die turbulenten Landsgemeinden zwischen 1550 und 1570 machten das Regieren schwierig. Nach Bäl-di will der gemeine Mann alles wissen und überall mitreden. Die Zürcher Regierung, die weniger Rücksicht auf die Bürger nehmen muss, habe es da einfacher.

Auch Solddienst und Pensionen sind Themen des Briefwechsels. Bullinger verurteilt den Krieg mit aller Deutlichkeit: «Krieg zu führen ist der allerbösesten Übel eines... Ein unzulänglicher und schwacher Friedenzustand ist weiser als der beste Krieg.» Auch die Pensionen lehnt er ab. Er wirft den Glarnern vor, die verbotenen Auszüge nicht genügend zu ahnden und tadelt sie für die grosse Anzahl von Pensionsherren. Empfänger von Pensionen sollten bestraft werden. Insbesondere hält er es für verwerflich, dass jene Geld erhalten, die «hinter dem Ofen» sitzen, nicht die, die sich den Gefahren des Feldzugs aussetzen. Bäl-dis Einstellung ist zwiespältig. Er meint, die Glarner seien Leute «ums gelt», die jedem Fürsten zuziehen, der Geld zusichert. Als Motive nennt er die grosse Armut und die betrügerischen Versprechen der Werber.

Wichtig waren die Bücher, die Bullinger aus Zürich schickte. Sie wurden offenbar eifrig herumgereicht und gierig gelesen. Einmal ging eine Sendung angezeigter Bücher verloren. Eines kam, nicht im besten Zustand, neulich wieder zum Vorschein. Auf der Bullinger-Abhandlung steht «Amann Bäl-di» als Besitzervermerk.

Schaustück 3: H. B. Kublis neuer Geschichtslehrer (1933)

Den letzten Beitrag leitete die Erzählung eines Schülers ein, der die Schuld an seinem Sitzenbleiben dem neuen Lehrer zuschob, der Kultur und Wirtschaftsgeschichte über Kriegsgeschichte stellte und deshalb als hergelaufener Pazifist verschrien wurde. Die Schilderung stammt aus dem 1962 als Faksimile erschienenen Werk «Die Bilderhandschrift von Ennenda. Ein Fund», als deren Herausgeber ein Dr. Paul Zacharias Kubli zeichnet. Der fragliche Lehrer, Dr. phil. Alfred Feldmann (1901–1952), von Glarus, in Bern, wurde 1931 an die höhere Stadtschule gewählt, aber bereits 1935 ohne Grund entlassen (Pazifismusvorwurf?). Feldmann galt als «Edelkommunist», seine Frau Johanna Vögeli, eine Russlandschweizerin aus Rüti, die sich in der sozialdemokratischen «Volksstimme» äusserte, als «Kommunistin». Das Fallbeispiel gibt Vorgänge und Standpunkte wieder, die die Jahre unmittelbar vor dem Krieg prägten, und veranschaulicht die ideologischen Auseinandersetzungen der Zeit im lokalen Niederschlag. Das Vorwort des Herausgebers von 1962 setzt die Affäre Feldmann in eine Parallele zu den Verunglimpfungskampagnen gegen die Kommunisten im Kalten Krieg, rückt Feldmann in die Nähe von Konrad Farner. Der, der in der Bilderhandschrift auf Feldmann aufmerksam gemacht hatte, war der Historiker und Publizist Herbert Lüthy, der einen Teil seiner Jugend in Ennenda verbrachte und 2002 starb.

Veronika Feller-Vest

Hans Rudolf Mazzolini, Mitlödi

Der Einfluss der europäischen Politik auf die Textilindustrie im Glarnerland

Vortrag vom 21. Oktober 2003 (540)

Anhand eines reichen Fundus an Briefen aus dem 19. Jahrhundert zeichnet Hansruedi Mazzolini ein vielschichtiges, höchst interessantes Bild der Glarner Textilindustrie im 19. Jahrhundert. Die Basis seiner Arbeit bildeten Briefe der Fabrikantenfamilien Tschudi aus der «Herren» in Schwanden und der Weber aus der Rabenfabrik in Netstal sowie einzelne ihrer Mitarbeiter. Der Referent begann seine Ausführungen mit Johann Caspar Tschudi aus der Herren, gewissermassen im Jahr 1 nach der Bundesverfassung.

1849 – Hoffnung und Aufschwung

1849 steckte der schweizerische Bundesstaat noch in den Kinderschuhen, Postwesen, Währung, Masse und Gewichte waren noch nicht vereinheitlicht. Die konfessionellen und damit politischen Wirren des Sonderbundskrieges waren zwar beendet, doch musste das Zusammen-Regieren in Bern erst noch gelernt werden. Die ökonomische Situation im Glarnerland begann sich nach der wirtschaftlichen Krise und der Kartoffelseuche, die Unzählige zur Auswanderung nach den USA veranlasste, langsam zu erholen. Johann Caspar Tschudi erwähnt in einem seiner zahlreichen Briefe nicht umsonst den Brotpreis. Brot, das Hauptnahrungsmittel neben den Kartoffeln, ist auch für den Fabrikanten, obwohl er sich wohl öfters auch einen feinen Braten leisten konnte, ein Gradmesser. Ein Fieberthermometer, das den Gang der Geschäfte anzeigte.

Auf der weltpolitischen Bühne war der Italienkonflikt Anlass zur Sorge, denn Italien war damals für die Tschudis in der Herren das Hauptabsatzgebiet. Umso verständlicher ist Tschudis Wunsch nach Frieden, der primären Voraussetzung für prosperierende Geschäfte. Glücklicherweise konnte der Konflikt auf friedliche Weise beendet werden.

1850er-Jahre – Blüte und Krise

Der Beginn der 1850er-Jahre war in ganz Europa geprägt von einer einzigartigen Aufbruchstimmung. Die Geschäfte blühten, alles schien möglich, neue Errungenschaften in Industrie und Technik waren zu verzeichnen. Durch die Eisenbahn und die durch die Dampfschiffahrt verbesserten Transportmöglichkeiten auf Flüssen und Meeren wurde der Welthandel enorm erleichtert und gefördert. Die Glarner Textilbetriebe lieferten ihre Erzeugnisse beinahe um den gesamten Globus.

Im Mittelmeerraum und im Nahen Orient gab es Niederlassungen und Agenten, die für die Stammhäuser in Schwanden und Netstal Geschäfte tätigten. Aus der regen Korrespondenz mit den Patrons im Glarnerland, die zum Glück erhalten geblieben ist, zeichnete der Referent ein nahezu modernes Bild eines Industriebetriebes. Ohne unsere heutigen Kommunikationsmittel war man im Glarnerland bestens über die politische und wirtschaftliche Lage im Absatzgebiet orientiert. An Weltausstellungen in London (1851) und Paris (1855 und 1867) wurden glarnerische Erzeugnisse präsentiert und prämiert. In Schwanden liegen Schlittenfahrten nach Linthal und opulente Taufessen durchaus im Rahmen. Der Ausbruch des Krimkrieges (1853–1856) sorgte zunächst für Aufregung. Dieser wirkte sich dann aber, weil englisches und französisches Geld für den Truppenunterhalt in die Türkei floss, und diese ein gutes Absatzgebiet wurde, auf die Konjunktur günstig aus. Der russisch-türkische Krieg (1875–1878) hingegen beeinträchtigte dann im Orient das Geschäft mit Glarner Produkten. 1857 erfolgte eine weltweite Wirtschaftskrise, ausgelöst durch eine enorme Überproduktion.

Anhand der folgenden Generation, der beiden Schwiegersöhne Alexander Spelty (1815–1864) und Rudolf Hanhart (1818–1872), zeigte Hansruedi Mazzolini, wie zwei Kaufleute sich den Problemen der Zeit stellen, wie sie in engem brieflichem Kontakt einander über Preise informieren, auf günstige Angebote hinweisen, dabei aber immer auch die engere Heimat im Blickfeld haben. Bemerkungen über das Wetter und Hoffnungen auf eine reiche Kartoffelernte stehen neben Aktiengeschäften und Preislisten.

1870er-Jahre – Alizarin

Für die 1870er-Jahre (aus den 60ern gibt es kaum Briefe) konnte sich der Referent auf den Briefnachlass der Familie Weber aus der Rabenfabrik in Netstal stützen. Die Rabenfabrik, 1868/69 im glarnerischen Vergleich ein mittelgrosser Betrieb mit 200 Drucktischen und rund 230 Angestellten (Tschudis Druckerei hatte damals 90 Drucktische und 200 Angestellte), hatte ihr Hauptabsatzgebiet im Orient. Doch die 1870er-Jahre waren schlechte Zeiten. Die Misswirtschaft und Verschwendungssucht Sultans Abdalazis führten zu einem allgemeinen Geldmangel. Die Agenten meldeten nach Netstal, vorläufig die Warenverkäufe einzuschränken, da mit Zahlungen kaum zu rechnen war. Dazwischen gab es aber immer wieder Lichtblicke, neue Aufträge, wobei aber stets auch der gerade herrschenden Modeströmung Rechnung zu tragen war.

Unter dem Ausbruch der Aufstände in Herzegowina, Bosnien, Montenegro und Bulgarien gegen die türkische Oberherrschaft hatte das Unternehmen stark zu leiden. Es bestand kaum Nachfrage nach ihren Erzeugnissen. Auch nach dem Berliner Kongress 1878, der eine Neuordnung des Balkans durchsetzte, prägten Absatzschwierigkeiten weiterhin die Korrespondenz. Mitten in diese Zeit politischer Turbulenzen platzte die Erfindung des Alizarins, eines synthetischen Farbstoffs. Das Alizarinrot löste das bisherige äusserst umständliche Verfahren der Farbgewinnung aus der Krappwurzel ab, verlangte allerdings entsprechende Umstellungen im Betrieb und bedeutete eine Versuchsphase mit wenig Rendite. Die Börsenkrise in Wien hatte eine enorme Teuerung zur Folge, was wohl Felix Weber-Kubli (1818–1904), einen der Teilhaber der Rabenfabrik, veranlasste, aus dem Geschäft auszusteigen und die Spinnerei in Aarburg zu erwerben.

1880er-Jahre – einsetzender Niedergang der Glarner Baumwolldruckerei

Mit den Aussagen Felix Webers (1860–1934), der sowohl mit den Tschudi in der Herren als auch mit den Weber in Netstal verwandt war, illustrierte der Referent das folgende Jahrzehnt. In einem Handelshaus in Livorno tätig, schrieb Weber regelmässig an seinen Grossonkel Joachim Tschudi (18??–1893) nach Schwanden. Aus ihnen vernehmen wir

von der immer schneller sich ändernden Mode, welche flexible Anpassungen in der Produktion forderte. Als besonders drückend für die Geschäfte in Italien empfand Weber die Konkurrenz durch England und Deutschland, welche billige Schundware auf den Markt warfen.

Die 1880er-Jahre standen wirtschaftlich für die Glarner Textilindustrie unter einem schlechten Zeichen und nahmen den Niedergang, der nach 1890 einsetzte, bereits vorweg. 1896 schloss die einst grösste Glarner Baumwolldruckerei, die Firma Schuler, Heer & Cie in Glarus, ihre Tore. Andere folgten. Das Alizarinrot, das über einige Zeit einen Aufschwung gebracht hatte, wurde durch die chemische Entwicklung anderer Farbstoffe überholt. Die Türkischrotfärberei, die in ihrer Farbenzusammenstellung ohnehin beschränkt war, vermochte mit den sich rasch wechselnden Modeströmungen nicht mehr Schritt zu halten. Die nur halbwegs mechanisierbare Produktionsweise wurde zu kostspielig, die Löhne besonders nach Ende des Ersten Weltkrieges zu hoch. Nach dem zweiten Grossbrand wurde 1904 die Rabenfabrik in Netstal liquidiert. Die Fabrik in der Herren harnte noch bis 1929 aus. Anders verlief die Entwicklung für die Glarner Spinnereien und Webereien, die nach 1914 einen neuen Aufschwung erlebten.

Fin de siècle – es riecht nach Krieg

Die wirtschaftliche Misere, der die Glarner Textildruckerei nicht mehr gewachsen war, wurde noch verschärft durch die politische Entwicklung. Der Imperialismus Deutschlands, versinnbildlicht im Bau der Bagdadbahn, führte vermehrt zu einer Polarisierung, in der sich Deutschland mit Österreich-Ungarn, Russland, Frankreich und England gegenüberstanden. Das Ende des 19. Jahrhunderts, das fin de siècle, roch nach einem grossen Krieg. Die so genannte heile Welt des Bades Stachelberg stand Aufrüstungsbestrebungen der Grossmächte gegenüber.

Mit Eduard Blumer (1848 – 1925), Landammann von 1887 bis 1925 und Inhaber der Zeugdruckerei «im Wyden» in Schwanden, beendete Hansruedi Mazzolini seinen ausgezeichneten Vortrag. Blumer, im Gründungsjahr des schweizerischen Bundesstaates geboren, war 70 Jahre später wohl am tiefsten Punkt seines Lebens angelangt. In zahlreichen Briefen an Ratsschreiber Balthasar Trümpy zeichnet Blumer, der gerade seine Gattin verloren hatte, auch für seine Druckerei «im Wyden» ein trübes Bild. Bestrebt und ebenso stolz, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz den Betrieb aufrechtzuerhalten, musste er erkennen, dass trotz Inkaufnahme grosser Vermögensverluste das Unternehmen nicht gerettet werden konnte. Schlimmer noch, als Landammann auch über die Politik nicht nur des Kantons Glarus auf dem Laufenden, erkannte Blumer schon 1924, dass der Friedensvertrag von Versailles Nährboden für neues Unheil, ungleich grösser als das eben überstandene, für Europa und die Welt sein würde.

Hansruedi Mazzolini verstand es, durch seine klaren und interessanten Aussagen seine Zuhörerschaft im Bann zu halten. Für seine Arbeit, ein spannendes, aber auch arbeitsintensives und geduldiges Aufspüren und Zusammentragen von Briefen und anderen Dokumenten sowie für den daraus entstandenen hervorragenden Vortrag sei dem Referenten herzlich gedankt.

Susanne Peter-Kubli

Dr. Franz Wirth-Vischer, Reinach, und Dr. Christoph Brunner, Mitlödi

Zum 100. Geburtstag von Eduard Vischer

Vortrag vom 2. Dezember 2003 (541)

Zu den Basler Wurzeln Eduard Vischers

Eduard Vischer wurde am 3. Dezember 1903 in eine Pfarrfamilie in Rapperswil im Aargau geboren. Nach einer im Aargau verlebten Jugend studierte er in Basel, Heidelberg

und Genf Geschichte und schloss 1929 mit einer Dissertation ab. Er unterrichtete von 1934 bis 1963 als Gymnasiallehrer in Glarus, ab 1948 als Prorektor. Anschliessend wirkte er als Landesarchivar und Landesbibliothekar. Im September 1996 starb er in Basel.

Familiärer Hintergrund

Die Familie Vischer kam erst im 17. Jahrhundert im Zuge der Gegenreformation nach Basel. Sie stammte aus dem bayerischen Lechhausen bei Augsburg. Von dort emigrierte der Ahnherr Leonhard (zirka 1514 – 1596) 1549 in die elsässische Reichsstadt Colmar und erlangte 1554 das Colmarer Bürgerrecht. Leonhard und ebenso seine Nachkommen, die zunächst alle Matthäus hiessen, betätigten sich als Kaufleute. Als unter massivem kaiserlich-katholischem Druck 1627 – im Dreissigjährigen Krieg – die reformierte Kirche und Schule im bisher gemischt-konfessionellen Colmar geschlossen wurden, wanderte die Familie aus. Leonhards Urenkel Matthäus (1623 – 1695) kam 1630 nach Basel, heiratete die Gewürzkrämertochter Magdalena Respinger und erlangte 1649 das Basler Bürgerrecht. 1661 gründete er eine Handelsfirma, Vischer & Sohn, die bis 1905 Bestand haben sollte. Die Nachkommen, weiterhin Teilhaber der Handelsfirma, integrierten sich durch Heirat in die vornehme Basler Gesellschaft. Durch die Ehe eines Mitglieds der Familie mit einer Urenkelin Johann Rudolf Wettsteins wurde Eduard Vischer zu einem Nachfahren des berühmten Basler Bürgermeisters, der im Westfälischen Frieden die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom Reich erwirkt hatte.

Eduard Vischer stammte aus der Linie des Johann Jakob Vischer (1750 – 1825) «hinter dem Münster». Dessen Generation wandte sich als erste der Familie der Politik zu. Johann Jakob und sein Bruder sympathisierten mit den Ideen der Französischen Revolution und setzten sich mit ihrem Schwager Peter Ochs für die rechtliche Gleichstellung der Baselbieter Landbevölkerung ein. Geistiges Vorbild war der 1782 verstorbene Basler Ratschreiber und Philosoph Isaak Iselin, einer der bedeutendsten Vordenker der schweizerischen Aufklärung. Iselin setzte sich für die Öffnung des Bürgerrechts, Reformen des Schulwesens und Staatshaushalts ein. Er war Mitbegründer der Helvetischen Gesellschaft und gründete 1777 die noch bestehende Basler «Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigem». Eduard Vischer verehrte Isaak Iselin. Er war wie dieser kein radikaler, revolutionärer Geist, sah aber, dass Reformen bisweilen erforderlich waren, und wollte, dass diese durch die Verantwortungsträger durchgeführt würden. Angesprochen fühlte sich Eduard Vischer auch durch die pädagogische und soziale Komponente im Denken Isaak Iselins, der mit Pestalozzi befreundet war.

Der älteste Sohn Johann Jakobs, Benedikt Vischer (1779 – 1856), heiratete in zweiter Ehe Sophie Preiswerk, eine Grosstochter Isaak Iselins. Er leitete das Handelsunternehmen der Familie, stieg zum Obersten im eidgenössischen Artilleriestab auf und gehörte über 40 Jahre dem Basler Grossen Rat an – in der Restaurationszeit als einer der Führer der liberalen Opposition. In den 1830er-Jahren trat er für ein Entgegenkommen gegenüber den Forderungen der Landschaft ein, musste dann aber, als es zum Bürgerkrieg kam, gegen seine Überzeugung, im August 1833 das städtische Hauptkorps gegen die Landschaft führen. Von der Tagsatzung wurde er deshalb im September 1833 aus dem eidgenössischen Generalstab ausgeschlossen.

Sein Sohn Wilhelm Vischer (1808 – 1874) war der erste Akademiker in der Familie. Er studierte in Basel, Bonn und Jena Altphilologie und Geschichte und erlangte 1831 in Jena den Dokortitel. Zu seinen Lehrern in Bonn zählte Barthold Georg Niebuhr. Wilhelm wirkte lange am Pädagogium, dem späteren Humanistischen Gymnasium, sowie ab 1835 als Professor für Griechisch und führte in Basel die «universale Altertumswissenschaft» ein. Neben der Lehr- und der wissenschaftlichen Tätigkeit engagierte er sich im Staatsdienst, wurde 1834 Mitglied des Grossen Rats, 1861 der Kuratel der Universität und 1868 Mitglied des Kleinen Rats, der Regierung, und Vorsteher des Erziehungswesens. Als solcher trat er für die Berufung Friedrich Nietzsches als Gräzist an die Universität ein. Wie keinen seiner übrigen Vorfahren verehrte Eduard Vischer Wilhelm Vischer. Dessen liberal-konservative Haltung, Arbeitsethos, Bürgersinn, wissenschaftlicher und pädagogischer Ernst waren ihm verbindliche Leitlinien.

Der Grossvater, Jakob Eduard Vischer (1843 – 1929), studierte Architektur und gründete mit dem Berner Eduard Fueter 1872 ein bis heute bestehendes Architekturbüro. Auf seine Pläne geht die 1900 vorgenommene Umgestaltung und Erweiterung des Basler Rathauses zurück. Sein Grossvater mütterlicherseits, der Ingenieur Wilhelm Heusler-VonderMühl, amtierte von 1879 bis 1904 als Mitglied des Direktoriums der Schweizerischen Centralbahn.

Sein Vater, Eduard Vischer-Heusler (1874 – 1945), studierte in Basel, Tübingen und Berlin Theologie und wirkte ab 1900 als Pfarrer in Rapperswil. Der streng puritanische Geist des Pfarrhauses prägte Eduard Vischer fürs Leben.

Akademische Lehrer

Eduard Vischer begann 1923 in Basel ein Studium der Geschichte, das auch Altphilologie, Romanistik, Germanistik und Philosophie umfasste. Zu seinen Basler Prägungen gehören auch jene durch seine akademischen Lehrer, Emil Dürr und Hermann Bächtold. Emil Dürr war Professor für mittlere und neuere Geschichte und Schweizergeschichte. Seine Forschungsgebiete erstreckten sich von der alteidgenössischen Chronistik über das schweizerische Grossmachtsstreben im 15./16. Jahrhundert bis zu Jacob Burckhardt. Er gehörte zu einer neuen Generation von Historikern, die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Aspekte mit der politischen Geschichte zu verbinden suchten. Sein Denken wurzelte im schweizerischen Liberalismus des 19. Jahrhunderts. Auch Hermann Bächtold widmete sich der Kulturgeschichte und beschäftigte sich mit der Ideenwelt Jacob Burckhardts. Er betätigte sich daneben politisch und wurde einer der Begründer der Evangelischen Volkspartei.

Als diese Dozenten 1934 kurz nacheinander starben, gründeten ihre Schüler, unter ihnen Eduard Vischer, die «Historische Arbeitsgemeinschaft Basel», die sich ab 1942 «Historischer Zirkel Basel» nannte und noch immer besteht. Sie nahm auch Auswärtige als Mitglieder auf, so Dr. Christoph Brunner. 1969 verlieh der Basler Regierungsrat Eduard Vischer in Würdigung seiner Verdienste um die historische Forschung den Wissenschaftspreis der Stadt Basel.

Das Wirken Eduard Vischers in Glarus und die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Arbeit

Christoph Brunner leitete seine Ausführungen mit einigen Zeugnissen ein, welche die Nachhaltigkeit des Wirkens von Eduard Vischer belegen. Dieser war aus Berufung und Neigung Lehrer. Sein Herz gehörte der Schule und der Schülerschaft. Er unterrichtete neben den Alten Sprachen Geschichte oder, wie er sich einmal ausdrückte, das «unheimliche Fach Geschichte». Damit meinte er die doppelte Verantwortung des Geschichtslehrers, gegenüber den Schülern und der Sache, den geschichtlichen Wahrheiten. Wichtig für ihn war das Erzählen, mit dem er seine Schüler zu fesseln vermochte. Modern mutet an, dass er mit seinen Schülern Quellen studierte, Exkursionen durchführte und die Kunstgeschichte im Geschichtsunterricht einbaute. Eduard Vischer engagierte sich für Schule und Lehrerstand. So setzte er sich 1955/56 für die Schaffung der Kantonsschule ein, war Mitgründer der Unter-Seminarabteilung der neuen Kantonsschule und sass lange Zeit im Vorstand der Glarner Sekundarlehrerkonferenz. Er war auch ein politischer Mensch. Kurz nach seiner Wahl 1933 trat er für einen Kollegen ein, der nicht mehr in seinem Amt bestätigt wurde. Es handelte sich um den Fall Feldmann, der politisch missbeliebig geworden war. Ohne die Ansichten seines Kollegen zu teilen, wehrte er sich gegen politische Gesinnungsschnüffelei und setzte sich für die Meinungsfreiheit ein.

1963 stellte Eduard Vischer sich neuen Herausforderungen, als er Landesarchiv und Landesbibliothek – damals noch ein Einmannbetrieb – übernahm. Er erstellte ein Register für die Akten des 19. Jahrhunderts und ordnete den Nachlass Joachim Heers.

Besondere Verdienste erwarb er sich um den Historischen Verein des Kantons Glarus, dem er 1934 beitrat und dem er von 1959 bis 1978 als Präsident vorstand. Danach wurde er zum Ehrenmitglied ernannt. Er brachte hervorragende Referenten nach Glarus, leitete Forschungsaufgaben ein und redigierte Jahrbücher.

Ausserordentlich wichtig war für ihn seine Arbeit als Wissenschaftler und Forscher. Dabei fanden seine Arbeiten, die sowohl Glarner wie Aargauer als auch Basler Themen beschlugen, weit über den Kanton hinaus Beachtung. In einigen Abhandlungen, gerade den landesgeschichtlichen, war er durchaus «modern» und auf der Höhe der Zeit. «Von der glarnerischen Nüchternheit, Untersuchungen über das Zeremoniell der Glarner Landsgemeinde» (1952/83), mündet in eine mentalitätsgeschichtliche Studie. Zusammen mit dem ebenfalls wichtigen Aufsatz, «Politische Beredsamkeit im demokratischen Kleinstaat» (1953/83), ist sie in Eduard Vischers Sammelband «Heimat und Welt, Studien zur Geschichte einer schweizerischen Landsgemeinde-Demokratie» 1983 neu aufgelegt worden. 1980 wurde ihm der Kulturpreis des Kantons Glarus zugesprochen. Bei alle dem war er kein Stubengelehrter. Er verfolgte offen – ja weltoffen – das Geschehen in Staat und Kirche und begleitete es mit sorgsam abgewogenem Urteil. Dr. Christoph Brunners Ausführungen waren in zahlreiche persönliche Erinnerungen eingebettet. So schilderte er Eduard Vischer als Gartenliebhaber, dem sich angesichts der Vergänglichkeit der Natur existenzielle Fragen der Menschheit stellen.

Veronika Feller-Vest

Dr. Daniel Speich, Zürich

Die Linthkorrektion – ein Projekt zur Verbesserung von Mensch und Natur

Vortrag vom 20. Januar 2004 (542)

Das Lintharchiv

Die Vorarbeit zu Daniel Speichs Dissertation und damit auch zum Vortrag bildete die Aufarbeitung des Lintharchivs, welches während Jahrzehnten ungeordnet vor sich hingeschlummert hatte. Der grosse Aufwand der Neuordnung sollte sich aber bezahlt machen. Die Akten und Dokumente bargen eine Fülle von Informationen, die es erlaubten, das Linthwerk der Jahre 1807–1823, aber auch Vorgeschichte wie längerfristige Auswirkungen auf eine ausserordentlich fundierte Weise darzustellen.

Die Vorgeschichte

Unter der zunehmenden Versumpfung der Linthebene im Laufe des 18. Jahrhunderts hatten die Anwohner in mehrfacher Weise zu leiden. Schon Ende der 1730er-Jahre beklagten Molliser Rietbesitzer die Überflutung ihrer Wiesen am Gäsi und damit die Wertverminderung ihrer Güter. Zu diesen wirtschaftlichen Einbussen gesellten sich Hochwasser und Krankheiten, die aus der Versumpfung hervorgingen. Während das Hochwasser, wie auf einer Darstellung aus Weesen, behelfsmässig mit Stegen umgangen wurde, war die Bevölkerung gegen Krankheiten, ein immer wieder auftretendes, malaria-ähnliches Fieber, machtlos. Not herrschte nicht nur in der Linthebene, sondern auch in Walenstadt, wovon mehrere Bittschriften an die Herrschaft zeugen. 1783 wurde im Auftrag der eidgenössischen Tagsatzung erstmals ein Korrektionsprojekt entworfen. Die weltpolitische Lage, der Untergang der Alten Eidgenossenschaft 1798 und die Kriege von 1799, verhinderten vorerst die Verwirklichung dieses Vorhabens.

Der Bau

Nach dem Ende der Helvetik 1803 wurde das Projekt wieder aufgegriffen, und 1804 erfolgte der Baubeschluss der Tagsatzung. Der Bau stand unter der Oberaufsicht einer eigens geschaffenen eidgenössischen Linthkommission. Die Grundeigentümer entlang der vorgesehenen Kanalbauten waren verpflichtet, ihre Güter für die Korrektion zur Verfügung zu stellen. Nach Beendigung der Bauarbeiten konnten sie diese, allerdings zu

einem höheren Preis, wieder erwerben. Die Finanzierung des Baus erfolgte mittels Aktien. Nicht nur die direkt betroffenen oder benachbarten Kantone, auch entferntere, wie etwas die Stadt Genf, bekundeten mit einer grossen Anzahl erworbener Aktien ihre Solidarität mit dem Linthgebiet. 1807 wurden die Bauarbeiten am Molliserkanal aufgenommen, der nach seiner Vollendung vier Jahre später zu Ehren des Erbauers, Johann Konrad Escher, «Escherkanal» genannt wurde. Die Linth floss nun beim Gäsi in den Walensee. Ein zweiter Kanal, der Weesnerkanal, fasste die Maag, den alten Ausfluss aus dem Walensee. Ursprünglich war geplant, dieses Wasser weiter flussabwärts wieder in die alte Linth zu leiten, 1810 beschloss aber die Tagsatzung auch den Bau des Benkenerkanals. Letzterer wurde 1816 eröffnet. 1823 konnte das Werk an die Kantone übergeben werden. Durch die Entsumpfung der Linthebene steigerte sich der Wert der anliegenden Güter innert weniger Jahre. Der Wasserpegel des Walensees sank um mehrere Meter, sodass neues Land gewonnen wurde. Grössere Attraktivität gewann auch die nun stark verbesserte Schifffahrt. Die Fahrzeit vom Walensee in den Zürichsee, vorher ein gut ein-tägiges Unterfangen vorbei an seichten, kaum passierbaren Stellen, verringerte sich nun auf knapp zwei Stunden.

Ein nationales Werk

Im zweiten Teil seines Referates ging der Referent auf die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistesgeschichtlichen Strukturen und Werte während der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein. Bezüglich Organisation, Finanzierung und Durchführung kann das Linthwerk als ein nationales Werk bezeichnet werden. Die eidgenössische Linthkommission, 30 Jahre vor der Gründung des schweizerischen Bundesstaates geschaffen, erprobte quasi, was 1848 Wirklichkeit werden sollte. Wie sich aus Speichs Forschungen herauskristallisierte, war die Linthkorrektur im Wesentlichen eine Folge der Aufklärung. Auf die wirtschaftlichen Verhältnisse bezogen, bedeutete dies, dass man vermehrt über die Deckung der Grundbedürfnisse (Verdienst, Nahrung, Kleidung, Wohnstätte) hinaus produzierte. Die Produkte wurden gewinnbringend verkauft. Eine Entwicklung, die sich anhand einiger schon im 18. Jahrhundert international tätigen Glarner Handelshäuser veranschaulichen lässt. Im Weiteren wandelte sich mit der Aufklärung auch das Naturverständnis. Die Natur – Naturkatastrophen inbegriffen – wurden nicht mehr ausschliesslich als gottgegeben betrachtet. Es wuchs die Einsicht, sich die Natur nicht nur zu Nutze zu machen, sondern sie auch zu verbessern, ein Aspekt, der gerade im Hinblick auf die Linthkorrektur beachtet werden muss. Dazu gehörte die Anwendung technischer Errungenschaft wie beispielsweise das Bewässern oder eben Entwässern von Feldern, die Düngung oder auch das Experimentieren mit dem Anbau verschiedener Früchte, wie dies Melchior Lütshg nach dem Vorbild Pestalozzis und Fellenbergs auf der Linthkolonie vornahm. Die Linthkorrektur ist folglich nicht als Eingriff gegen die Natur, sondern als eine Verbesserung (Melioration) und Stabilisierung der Natur zu verstehen.

Die Korrektur wäre aber nicht möglich gewesen ohne eine gleichzeitige Veränderung der politischen Strukturen. In der Alten Eidgenossenschaft lagen solch überregionale Angelegenheiten ausserhalb des Regierungsverständnisses der einzelnen Stände. Die Schiffbarkeit der Linth als Wassertransportweg oder auch etwa der Bau von Strassen wurde als Sache der direkt Betroffenen, der Anlieger, betrachtet. Zwar erfolgte bei Naturkatastrophen rasche Hilfe von Nachbargemeinden und -kantonen, doch hatte sie die Bewältigung des eingetretenen Ereignisses und nicht die Verhütung zukünftiger Katastrophen zum Zweck. Investitionen in eine mehr oder minder entfernte Zukunft und dazu noch über die engere Heimat, den Tagwen, die Talschaft hinaus, waren ihnen fremd. Erst mit der Helvetik entwickelte sich – unter der Ägide Napoleons gezwungenermassen – ein Nationalbewusstsein, das den bislang herrschenden «Kantönlicheist» zumindest für einige Jahre in den Hintergrund drängte. In dem Masse, in welchem die Menschen begannen, als *Schweizer Bürger* zu denken, wuchs die für die Linthkorrektur notwendige *schweizerische* Solidarität.

Daniel Speichs Vortrag über die Linthkorrektion, obwohl für einige Zuhörer kein unbekanntes Terrain, war eine grosse Bereicherung. Seine Dissertation mit dem Titel «Helvetische Meliorationen, die Neuordnung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse an der Linth (1783 – 1823)», bei der Buchhandlung Baeschlin erhältlich, sei als vertiefende und weiterführende Lektüre aufs herzlichste empfohlen.

Susanne Peter-Kubli

Dr. Hans-Ulrich Schiedt, Zürich

Sozialutopie und Sozialreformen im 19. Jahrhundert am Beispiel Karl Bürklis

Vortrag vom 10. Februar 2004 (543)

Karl Bürkli (1823 – 1901) wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem der wichtigsten Schweizer Sozialisten und gehört zu den Pionieren der Schweizer Arbeiterbewegung. Sein Wirken ist vor dem Hintergrund des Radikalismus der 1830er-Jahre, der aufgewählten Jahre vor der 1848-Revolution, der Bewegung der Demokraten in den 1860er-Jahren in Zürich sowie der Anfänge der Arbeiterbewegung zu sehen.

Er wurde als Sohn eines Seidenfabrikanten und Grosskaufmanns, mithin eines Vertreters des Patriziats, 1823 in Zürich geboren. Nach Abbruch des Gymnasiums absolvierte er ganz im Widerspruch zu seiner Herkunft eine Gerberlehre. Die Wanderjahre führten ihn 1845 bis 1847 in das vorrevolutionäre Paris, wo er mit dem Gedankengut der Frühsozialisten in Berührung kam. Entscheidend prägte ihn die Lehre von Charles Fourier. Für Fourier bot sich die Assoziation als Keimzelle der zukünftigen Ordnung an. Der Begriff stand für die kleine, auf Selbsthilfe basierende Genossenschaft, für den fourieristischen Traum einer Aufhebung der isolierten Kleinfamilie in der Grossgemeinschaft des Phalansteriums und – noch umfassender – für die Vision der Auflösung des Staates in einer direkt-demokratisch organisierten Hierarchie der freiwilligen Assoziationen. Im Phalansterium wohnten etwa 400 Familien und wirtschafteten und produzierten zusammen nach dem Lustprinzip. Dabei war die Gleichstellung der Geschlechter vorgesehen. In der Folge propagierte Bürkli in Artikeln und Übersetzungen die Ideen Fouriers. Zentrale Anliegen waren die Bildung von Konsum- und Produktivgenossenschaften, eine Kredit- und Handelsreform, die Errichtung von Volks- und Tauschbanken sowie eine Verbindung von Kreditvergabe und Warenhandel. Ein wichtiger Ideenkreis bildete die direkte Demokratie, für die er Initiative und Referendum forderte, und in der er eine geeignete Übergangsform zum sozialistischen Staat sah. Auf diesem Weg hoffte er, das kapitalistische System zu reformieren und zu überwinden und eine gerechtere Gesellschaft zu verwirklichen.

Nach seiner Rückkehr nach Zürich suchte er seine Überzeugungen in die Praxis umzusetzen. Er war 1851 Mitbegründer des Konsumvereins Zürich und bis 1854 dessen treibende Kraft. Gleichzeitig wurde er Mitglied des Grütlivereins, engagierte sich in der sozialistischen Bewegung der 1850er-Jahre und wurde 1851 in den Grossen Rat gewählt. Schon 1851 propagierte er, was er ein Leben lang vertrat: Gesetzesreferendum, Abberufungsrecht der Parlamentarier, eine Kantonalbank, Gesetzes- und Verfassungsinitiative, eine Progressiv- und Erbschaftssteuer, Abschaffung der indirekten Steuern und eine Militärreform.

1854 kam es zu einem Bruch in seiner Biografie. Er schloss sich den in Frankreich durch die politischen Ereignisse unter Druck geratenen Frühsozialisten an, um in der Neuen Welt ein Phalansterium nach Fourier zu verwirklichen. Durch eine Aktiengesellschaft wurden die finanziellen Mittel aufgebracht, doch scheiterte das genossenschaft-

liche Grossprojekt bereits 1856 in Texas und anschliessend in Nicaragua. Bürkli kehrte 1858 nach Zürich zurück, wirkte erneut im Konsumverein und führte im Niederdorf ein Wirtshaus.

In den 1860er-Jahren wurde Bürkli zum einflussreichen Agitator der Demokratischen Bewegung. Diese richtete sich gegen die liberale Regierung, die Baumwoll- und Eisenbahnbarone um Alfred Escher, deren Rücktritt sie durch die Massenbewegungen von 1867 und 1868 erzwang. Bürkli gehörte der Kommission an, die 1868 bis 1869 eine neue Verfassung ausarbeitete und einige von Bürklis Forderungen realisierte, so die Stärkung der Volksrechte durch Initiative und Referendum sowie die Errichtung einer Kantonalbank. Er setzte auch einen Artikel durch, der die Förderung der Genossenschaften durch den Staat vorsah.

Als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die schweizerische Arbeiterbewegung an Bedeutung gewann, wurde Bürkli zu einem ihrer wichtigen Protagonisten. Er trat 1866 der Ersten Internationalen bei, nahm an den internationalen Kongressen in Genf 1866, Lausanne 1867 und Basel 1869 teil und präsierte die im Sommer 1867 gegründete Zürcher Sektion der Internationalen Arbeiter Assoziation. Bürkli engagierte sich in vielfältiger Weise in der Genossenschafts-, Gewerkschafts- und Parteibewegung. Dabei kamen ihm seine Verbindungen, sein Organisationstalent und seine überdurchschnittlichen Sprachkenntnisse zu Gute. Seine finanziellen Mittel erlaubten ihm die Unterstützung mancher Projekte, so einer Zeitung, einer Druckerei und eines Verlags. Neben seine alten traten neue Themenkreise, Kampagnen für eine Fabrikgesetzgebung, neue Bankkonzeptionen, die Forderung nach staatlichem Papiergeldmonopol sowie nach dem Proportionalwahlrecht, da er erkannte, dass die Sozialdemokraten weiterhin aus einer Minderheitsposition zu politisieren hatten. Seine Vorschläge in Hinsicht auf eine Militärreform befruchteten die damaligen Diskussionen um eine nationale Milizarmee. Ende 1870er-Jahre entwarf Bürkli ein System grossräumiger Flussumleitungen, um die Wasserkraft einer effektiveren Nutzung durch die Industrie zuzuführen. In der Zweiten Internationalen genoss er als Veteran der Arbeiterbewegung ein grosses Renommee.

Im Alter verfasste er auch Arbeiten zur Geschichte der Alten Eidgenossenschaft, dabei kritisierte er u.a. von seiner demokratischen Position aus die Heldenmythen von Winkelried und Tell. Er glaubte in der idealen Vergangenheit – dem Urkommunismus und der Urfreiheit – gleichsam Reflexe der noch nicht realisierten Zukunft zu sehen. Zudem beteiligte er sich an der so genannten Zukunftsstaatsdebatte, der Diskussion über die Ausgestaltung des Staates nach der Übernahme der Macht durch die Sozialisten, und griff dabei auf Vorstellungen Fouriers zurück.

Bürkli stellte seine Person ganz in den Dienst der Arbeiterbewegung, der er auf lokaler, nationaler und selbst internationaler Ebene manche Impulse gab. Dabei beteiligte er sich an den programmatischen Diskussionen ebenso wie an den alltäglichen politischen Auseinandersetzungen. Besondere Bedeutung hatte er als Vermittler von frühsozialistischem Gedankengut an die sozialdemokratische Arbeiterbewegung und als Pionier der direkten Demokratie.

Veronika Feller-Vest

Exkursionen 2003

Jahresausflug des Historischen Vereins ins Sarganserland

Beim diesjährigen Vereinsausflug kam es wieder einmal zu einem Besuch unserer Nachbarschaft – dem Sarganserland. Seit jeher bildet das Sarganserland einen bedeutenden Durchgangsweg zu den nach Süden führenden Alpenübergängen; zudem treffen sich bei Sargans wichtige und stark begangene Nord/Süd- und Ost/West-Verkehrsachsen. Dadurch liegt Sargans zentral zwischen Zürich, St. Gallen und Chur. Diese Lage hat dem Sarganserland seit alten Zeiten eine strategisch wichtige Bedeutung gebracht. Aus diesen Gegebenheiten zeugen heute noch alte Spuren und auch bekannte, sehenswerte historische Bauwerke.

Unser Rundgang im Sarganserland begann in Flums. Empfangen und begrüsst durch den Präsidenten der Stiftung Burgruine Gräpplang, Christian Rutzer, gab es die ersten interessanten Einblicke in die Geschichte dieser Gegend und natürlich auch mit der Besichtigung dieser eindrucksvollen Burgruine.

Archäologische Forschungen haben ergeben, dass der Burghügel schon zur früheren und mittleren Bronzezeit (etwa vom 16. bis ins 14. Jahrhundert v. Chr.) besiedelt war. Wie die Ausgrabungen zeigten, fällt der Höhepunkt einer grösseren Besiedlung jedoch in die späte Bronzezeit (11. bis 8. Jahrhundert v. Chr.).

Nach der letzten Eiszeit zweigte bei Sargans ein Arm des grossen Rheingletschers ins Walenseetal ab und vereinigte sich bei Weesen mit dem aus dem Glarnerland vorstossenden Linthgletscher. Der Seitenarm des Rheingletschers erreichte anhand der bei Flums liegenden Findlinge eine Höhe von zirka 1600 m ü.M. Nach dem Rückzug der Gletscher am Ende der Eiszeit entstand ein riesiger See; dabei waren Zürich- und Walensee ein zusammenhängendes Gewässer, das bis in den Raum Mels/Sargans hinaufreichte. Durch die Gletschermoränen und die Aufschüttungen durch wilde Gewässer verkleinerte sich dieses riesige Seebecken und füllte sich im Verlauf von Jahrtausenden so auf, dass Gräpplang zur Bronzezeit am östlichen Ende dieses Sees lag, der von Zürich aus einen vorzüglichen Transportweg bildete. Die Handelsgüter konnten damals auf dem Seeweg bis Gräpplang transportiert werden. Von hier aus gelangten die Warentransporte mit Saumpferden auf dem Landweg nach Osten ins Tirol oder nach Süden über das Bündnerland nach Oberitalien und weiter in den Mittelmeerraum. Selbstverständlich bewegte sich der Verkehr der Handelsgüter auch in der Gegenrichtung.

Der Hügel von Gräpplang entwickelte sich hier zum wichtigen Umschlagplatz für die Handelswaren vom Seeweg zum Landweg.

Dass ein solcher Umschlagplatz Einrichtungen verschiedenster Art und Unterkünfte erforderte, gibt die Erklärung, dass hier eine solche Besiedlung schon in der Bronzezeit entstand – was durch die verschiedenen archäologischen Grabungen und Forschungen bestätigt ist. Interessant ist auch, dass die Kulturschichten mit den Spuren der bronzezeitlichen Siedlung auf der Hügelkuppe von Gräpplang am Rande des westlichen Felsabhangs abrupt abbrechen; demnach muss sich hier durch einen Felsabsturz der Hügel in sein heutiges Aussehen verwandelt haben – heute fällt eine senkrechte Felswand bis in die Talsohle ab.

Im Zeitverlauf füllte sich hier das vorher erwähnte Seebecken in eine Landzone auf, sodass dann auch der Umschlagplatz für den Güterverkehr jede Bedeutung verlor und sicher mit der Bronzezeit endete.

Diese Erkenntnis ergibt sich auch daraus, dass während der darauf folgenden Eisenzeit keine bedeutenden Siedlungsspuren mehr feststellbar sind. Auch haben weder die Räter noch die Römer den Hügel von Gräpplang besiedelt. Wobei jedoch der Name Gräpplang rätischen Ursprungs sein soll und «Grappa longa» bedeutet und soviel heisst wie «langer Felsen».

Erst als um etwa 1200 n. Chr. die Burg Gräpplang erbaut wurde, gab es wieder Leben auf dem Hügel.

Urkundlich erwähnt wird der Hof Flums (Flumini) erstmals in einem Testament des Bischofs Tello von Chur aus dem Jahre 756 n. Chr. Wie der herrschaftliche Hof von Flums in den Besitz der Churer Bischöfe kam, ist heute nicht mehr belegbar. Der Herrenhof in Flums lag auf dem Burghügel von Gräpplang; die Bischöfe von Chur bauten in der Folge an der Stelle ihres Herrenhofes eine feste und kriegssichere Burg. Nach verschiedenen Besitzeswechseln erwarb schliesslich im Jahre 1528 Ludwig Tschudi der Jüngere von Glarus, ein Bruder des berühmten Chronisten Aegidius Tschudi, die Herrschaft Gräpplang. Unter Josef Anton Tschudi (1683 – 1743) setzte eine rege Bautätigkeit ein. Im Jahre 1767 musste die Familie Tschudi die Herrschaft Gräpplang wegen finanzieller Schwierigkeiten verkaufen. Es folgten danach mehrere Besitzer, und die Gebäude verfielen. Die Burg kam durch Kauf in den Besitz einer Familie Good aus Mels. Im Jahre 1804 wurde die Burg zum Abbruch verkauft. Das Abbruchmaterial, z.B. Dachziegel oder das Holz der Dachkonstruktion, wurde zur Wiederverwendung weiter verkauft; so fanden die Biberschwanz-Dachziegel für die Eindeckung des Daches der Kirche von

Wangs SG weitere Verwendung – und sind heute noch das Bedachungsmaterial. Zu erwähnen ist noch Folgendes: Von dem durch Landammann Fridolin Tschudi 1652 nach Gräpplang gebrachten schriftlichen Nachlass des Chronisten Aegidius Tschudi gelangte 1770 ein Teil in den Besitz der Stadt Zürich. Den anderen Teil, darunter das berühmte Wappenbuch und die Nibelungenhandschrift B, erwarb Abt Beda Angehrn für die Stiftsbibliothek des Klosters von St. Gallen.

Nach dem Besuch der Burgruine Gräpplang ging es weiter zum Dorf Flums. Empfangen wurden wir hier durch den ehemaligen Kirchenpräsidenten Koller zu einer Besichtigung der alten, kunsthistorisch sehr wertvollen Pfarrkirche St. Justus.

Die Dorfanlage von Flums hat ihren Kern in der nähern Umgebung dieser Kirche. Schon im 8. Jahrhundert wurde für Lehensleute des Bischofs Tello von Chur eine Kirche gebaut. Doch die ältesten Fundamente im Bereich der Kirche stammen aus der Römerzeit; hier stand einst ein römischer Gutshof.

Die St.-Justus-Kirche gehört mit der ummauerten Friedhofanlage zu den kostbarsten Kunstdenkmälern im Kanton St. Gallen. Den Namen trägt die Kirche nach dem Märtyrer St. Justus. Die Legende berichtet, dass Justus als neunjähriger Knabe durch Gottes Eingebung im Traume erfährt, wo sein seit zwölf Jahren verschollener Onkel Justinian als Sklave lebt. Er überredet seinen Vater Justinus, mit ihm als Begleiter von Auxerre in Frankreich nach Amiens zu gehen, um seinen Onkel loszukaufen und heimzuholen. Justus erkennt Justinian. Auf der Heimreise werden sie von Christenverfolgern bedroht. Justus rettet das Leben seiner Gefährten und Eltern vor den Glaubensfeinden. Er erleidet durch Enthauptung den Märtyrertod und wurde später heilig gesprochen. Sein Haupt soll um zirka 1036 bei der vorgesehenen Überführung ins Kloster Pfäfers mit «übernatürlicher Macht» in Flums festgehalten worden sein. Die St.-Justus-Kirche entwickelte sich zur Mutter- und Taufkirche aller Kirchen im Seetal. Entsprechend reich ist auch die Ausstattung, die karolingische, romanische, gotische und barocke Elemente harmonisch vereinigt. Wappenmalereien sind zu finden, so z.B. das Wappen der Grafen von Werdenberg-Sargans und auch das Wappen der Nebenlinie Werdenberg-Heiligenberg und der Habsburger. Biblische Szenen schmücken das Innere des Gotteshauses: Chorgestühl, Taufstein, Sakramentshäuschen und wertvolle Altäre befinden sich heute noch in der Kirche, während andere sakrale Gegenstände wohl aus Gründen der Sicherheit in Museen untergebracht sind. Auch das St.-Justus-Reliquiar befindet sich heute im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich. Auch ist ein Hungertuch (Fastentuch) in der Kirche zu sehen und fällt durch seine besondere Grösse von 5,80/2,60 m besonders auf. Zu erwähnen ist ferner die alte Kirchenuhr, die demnächst restauriert wird. Nach Auskunft von Fachleuten soll es sich hier um die älteste Turmuhr in der Schweiz handeln.

Eine weitere Sehenswürdigkeit ist der alte Friedhof mit seinen uralten Grabplatten, den künstlerisch mannigfaltigen schmiedeeisernen Grabkreuzen und der grossen Totenleuchte. Über 40 Eisenkreuze von der Renaissance bis zum Klassizismus sind erhalten geblieben und wurden sorgsam und fachmännisch restauriert. Da Flums in alten Zeiten der Hauptplatz der Verhüttung des Gonzen-Eisenerzes war, fand Eisen als dauerhaften Grabschmuck Verwendung. Heute allerdings kämpfen Restauratoren gegen die Einflüsse von saurem Regen und Luftschadstoffen.

Am Kirchenplatz steht gegenüber der Kirche St. Justus auch der Witwensitz der Tschudi von Gräpplang – erbaut 1574. Das Haus fällt auf durch seine die Fronten des Satteldaches bekrönenden Stufengiebel. Auch heute dient der Witwensitz immer noch als Wohnhaus.

Nach der Besichtigung dieser Sehenswürdigkeiten in Flums ging es weiter nach Mels zum Mittagessen. Hier erwartete uns eine besondere Überraschung. Die Dörfer im Sarganserland sind bekannt für die Alpabfahrten mit prächtig geschmückten Viehherden. Und genau um die Mittagszeit trafen die Viehherden von den Alpen aus dem Weisstannental in Mels ein. Viele Zuschauer erfreuten sich am Ende dieses Alpsommers an diesen mit grossem Aufwand geschmückten Ziegen- und Viehherden – wirklich eine Überraschung auch für uns.

Am Nachmittag begrüsst uns in Sargans Mathias Bugg, Präsident des Historischen Vereins Sarganserland, zu einer Besichtigung der Ausgrabungen beim römischen Gutshof, der teilweise unter einem Pavillon den Besuchern zugänglich ist.

Es handelt sich hier um eine typische Hofanlage, wie man diese nördlich der Alpen von zirka Mitte des 1. bis Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. findet.

Besitzer dieser Güter waren Militärpersonen, die diese Güter im Ausmass von 200 bis 400 Hektaren als besondere Belohnung für ihre Verdienste von ihrer Obrigkeit zugesprochen bekamen. Verpflichtung für diese Eigentümer war es offenbar auch, in der Umgebung für den Gehorsam der römischen Untertanen zu wachen.

Schon dem Chronisten und Historiker Aegidius Tschudi, der von 1530–1532 als Landvogt auf dem Schloss Sargans residierte, war bekannt, dass in der Umgebung von Sargans die Römer gelebt haben. Der Gutshof war zu damaligen Zeiten ein attraktives Wohngebäude mit grossen Heizungs- und Badeanlagen und all den anderen Einrichtungen, die zu einem solchen vornehmen Gutshof gehörten – was anhand der Ausgrabungen belegt ist.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner galt der Landwirtschaft, doch wurden auch andere Gewerbe betrieben, die vor allem den Eigenbedarf deckten, sodass ein solcher Gutshof praktisch unabhängig existieren konnte. Der Gutshof befindet sich an der Staatsstrasse von Sargans nach Buchs, und die Ruinen werden leider auch von der Strasse durchquert.

Zahlreiche Fundgegenstände, die bei den Ausgrabungen zum Vorschein kamen, werden im Pavillon gezeigt. Nach dem Besuch beim Gutshof kam es zu einem Rundgang im Städtchen Sargans – das erstmals im Jahre 765 n. Chr. im Testament des Bischofs Tello von Chur erwähnt wird. Im 12./13. Jahrhundert wird die Burg Sargans Sitz der Grafen von Montfort-Werdenberg-Sargans. 1260 erhielt Sargans das Stadtrecht und wurde so zusammen mit der Burg zu einem wichtigen zentralen Ort der Umgebung. Im Jahre 1483 kauften die Eidgenossen die ganze Grafschaft Sargans, und diese wurde zur eidgenössischen Landvogtei.

Auch von Bränden blieb das Städtchen Sargans nicht verschont. Im Jahre 1811 zerstörte ein grosser Brand die mittelalterliche Stadtanlage völlig – verschont blieben nur die Kirche und die Kaplanei. Vor diesem Brand hatten die Häuser nur teilweise ein gemauertes Erdgeschoss; die oberen Stockwerke waren in Holz gebaut. Die Bedachungen bestanden mehrheitlich aus Holzschindeln. Nach diesem Brand wurde Sargans wieder aufgebaut – dabei blieben die Grundstücksgrenzen bestehen, und auch die alten Grundmauern der abgebrannten Häuser wurden für die Neubauten übernommen. Die alte Stadtmauer wurde damals entfernt. Bis zur Verlegung der Staatsstrasse in den Jahren 1907/08 führte der gesamte Durchgangsverkehr mitten durch das Städtchen Sargans. Heute ist es sehr ruhig und angenehm im Zentrum des Städtchens Sargans, im Gegensatz zur Nachbarschaft, mit grossen Einkaufszentren und der Autobahn.

Durch das Städtchen führen zwei Wege, die Obergasse und die Untergasse. Auf der Westseite liegt die Pfarrkirche St. Oswald und Cassian, die im Jahre 850 erstmals erwähnt wird. Nach dem Brand von 1490 wurde eine gotisch geostete Kirche erbaut. Von 1708–1711 entstand am alten Standort eine neue Kirche, die nach Süden gerichtet ist; der Turm der alten gotischen Kirche blieb bestehen. Die Altäre sind aus so genanntem «Sarganser Marmor»; dabei handelt es sich um einen geschliffenen, polierten Kalkstein, wie er in der Gegend zu finden ist. In der Kirche ist auch die Deckplatte der ehemaligen Gruft der Grafen von Sargans noch vorhanden. Ausgestorben ist die Familie der Grafen von Sargans im Jahre 1504. Ebenfalls ist in der Kirche ein Epitaph aus dem 17. Jahrhundert der Glarnerfamilie Gallati, die in Sargans gewirkt hat. Es war die begütertste und einflussreichste Familie des Städtchens Sargans. Die Familie Gallati stellte von 1587–1750 die Landschreiber der eidgenössischen Landvogtei und auch noch weitere Amtspersonen. Das Gallatihaus, nach dem Brand von 1811 im klassizistischen Stil erbaut, enthielt einst eine Wirtschaft und eine Hauskapelle; es war das vornehmste Haus im Städtchen. Seit 1921 dient das Gallatihaus als Rathaus von Sargans. Auch weitere Objekte im Städtchen sind sehenswert und baugeschichtlich wertvoll.

Nach dem Rundgang im Städtchen Sargans endete der sehr interessante und aufschlussreiche Jahresausflug des Historischen Vereins des Kantons Glarus.

Die Festung Sargans

Der Historische Verein des Kantons Glarus und die Freunde der Geschichte von Näfels organisierten am 25. Oktober eine Nachmittagsexkursion. Dabei bekamen die Teilnehmer Gelegenheit, Einblick in einen sehr eindrucksvollen Teil der Festung Sargans zu nehmen. Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges bildeten die Festungen Sargans, St-Maurice und Gotthard die Eckpfeiler der schweizerischen Landesverteidigung. Besichtigt wurde bei der Exkursion das Artillerie-Fort Magletsch bei Gretschins, oberhalb von Weite (Gemeinde Wartau).

Das Artillerie-Fort Magletsch ist der nördlichste Eckpfeiler der Festung Sargans und wurde zu Beginn des Zweiten Weltkrieges erbaut. Primäre Aufgabe dieser Festungsanlage war die Abdeckung der Geländerräume rheinaufwärts sowie in Richtung Wildhaus und Feldkirch. Die sehr grosse Bedeutung des Talkessels von Sargans für die Landesverteidigung bestand aus verschiedenen Überlegungen. Konnten doch hier die Zugänge der nach Graubünden führenden Strassen gesperrt werden, sodass es feindlichen Truppen von hier aus verunmöglicht wurde, durch Graubünden in den Adriaraum zu gelangen. Ebenso konnten die Befestigungen von Sargans bei einem direkten Krieg Deutschlands gegen die Schweiz einen Einbruch von Norden her schützen. Im gleichen Falle konnten sie auch die Verbindungen von der Zentralschweiz über die Walenseeachse nach Graubünden unterbinden.

Als Folge der Armeereform 95, die für viele militärische Sperren, Bunker und Festungen das Aus bedeutete, kann der Kampfteil von Magletsch seit Ende des Jahres 2000 uneingeschränkt besichtigt werden. Die geführten Besichtigungen in der Festungsanlage dauern zirka zweieinhalb bis drei Stunden und führen auf verschiedenen Wegen mit etlichen Auf- und Abstiegen durch das relativ kühle Kavernen-, Treppen- und Stollenlabyrinth. Veranstaltet werden diese Führungen vom Artillerie-Fort-Verein Magletsch, genannt AFOM. Dieser Verein ist heute auch für den Unterhalt der Anlagen besorgt und trägt in Fronarbeit dazu bei, dass dieses regionale Denkmal von nationalem Rang der Nachwelt erhalten bleibt. Aus Gründen der militärischen Geheimhaltung durfte bis 1995 niemand von der Existenz dieser Festungsanlage wissen. Die obere Etage der Festung mit der Werkinfrastruktur und den Kampfständen war Ende Oktober 1940 bezugsbereit; der darunter liegende Unterkunftsteil mit dem Spital wurde 1943 fertig gestellt. Aufgrund der Wasserdurchlässigkeit des Gesteins mussten die gut 3,6 km langen Stollen des damals rund 13 Millionen Franken teuren Bauwerkes in ihrer ganzen Länge ausbetoniert werden.

Die Hauptbewaffnung umfasst drei Panzertürme 10,5 cm, vier Bunkerkanonen 7,5 cm sowie zehn Maschinengewehr- und Lmg-Stände. Hinzu kam die Bewaffnung der Gegenwerke Brögstein und Wartau, der in der Umgebung liegenden Bunker sowie weitere Waffen wie Gewehre, Faustfeuerwaffen, Handgranaten usw. Gegen feindliche Flieger wurde das Werk von auf der Abdeckung stationierten Fliegerabwehrkanonen geschützt. In den Sechzigerjahren wurden zusätzlich zwei Minenwerfer 8,1 cm eingebaut. Zusammen mit den zahlreichen Drahtverhauen, Panzersperren und zur Sprengung vorbereiteten Objekten verfügte die Festung Magletsch über eine gewaltige Kampfkraft.

Die Infrastruktur dieser Festung war für zirka 400 Mann ausgelegt. Im Weiteren konnten von der Festung aus weitere zirka 600 Mann verpflegt werden, denen es oblag, die Aussenverteidigung der Festungsanlage Magletsch sicherzustellen. Dazu sind in der Festung zwei Wasserreservoirs mit einem Fassungsvermögen von insgesamt 1,6 Millionen Liter Trinkwasser vorhanden. Drei je 200 PS starke Sulzer-Schiffsdieselmotoren sind für die Versorgung der Festungsanlage mit elektrischer Energie installiert; zwei Tankanlagen zu je 100 000 Liter Inhalt lieferten dazu den Diesel-Treibstoff. Im ganzen Festungswerk ist eine sehr leistungsstarke Lüftungsanlage vorhanden. Auffallend sind auch die grossen Telefonanlagen. Und was weiter in einem solchen Fort nicht fehlen durfte, war ein Spital mit Operationsraum.

Selbstverständlich brauchte es für die Verpflegung der hier untergebrachten Truppen auch eine eigene Bäckerei.

In der Festung ist heute auch ein Museum mit Waffen aller Art zu besichtigen, die bei der Schweizer Armee im Einsatz waren.

In der unteren Etage des Festungswerkes werden heute noch Truppen einquartiert, die in der Umgebung von Magletsch ihre Ausbildung erhalten.

Abschliessend zu dieser sehr interessanten Exkursion kann festgestellt werden: Die Festung Sargans lüftete ein jahrzehntelang streng gehütetes militärisches Geheimnis – das war das eindruckliche Erlebnis dieses Rundganges im Artillerie-Fort Magletsch.

Mathias Kamm